



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lich gesehen? Wenn nur Jesper nichts erfuhr und er keine Enttäuschung erlitt. Und dann: gehörte ihm dafür nicht jede Faser ihres Herzens jetzt zehnfach mehr denn früher? Wie sollte ihr Leben nicht von jetzt an —

Sie sank langsam in seinen Arm, überwältigt von Ermattung und Lebensüberdruß. Endlich fielen ihr die Augen zu, und sie schloß an seiner Brust ein. Er schlang seinen Arm schützend um sie, und mäuschenstill bewachte er ihren Schlummer, während sich ein seliges Entzücken in seinen Zügen wieder spiegelte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals die Reserveoffiziere. Dem Aussatz „Unsre Reserveoffiziere“ an der Spitze dieses Heftes würden wir keine Aufnahme gewährt haben, wenn wir nicht die darin ausgesprochenen Ansichten teilten. Dennoch scheinen uns von den Vorwürfen, die man dem Reserveoffizierium von gewisser Seite macht, einige nicht ganz der Begründung zu entbehren, der Verfasser macht auch eigentlich nirgends den Versuch, sie zu widerlegen.

Daß unsre männliche Jugend im Laufe der letzten zwanzig Jahre nicht an Schüchternheit zugenommen hat, ist eine Beobachtung, über die unter reifen Männern wohl nur eine Stimme ist. Wir waren unsrer Zeit als Zwanzigjährige stillere und bescheidnere Leute, die heutigen Zwanzigjährigen sind laut und anspruchsvoll geworden, sie betrachten vielfach als ihr Recht, was sie nur als Vergünstigung zu betrachten hätten, sie lieben es, zu kommandiren, wo sie zu bitten hätten. Aber das ist das schlimmste nicht. Die heutige Jugend ist — Gott sei Dank! muß man ja sagen — unter gänzlich andern politischen Zuständen aufgewachsen als wir unsrer Zeit, sie haben fertig vorgefunden, was wir erträumten und ersehnten; da ist es nicht zu verwundern, wenn sie ein höheres Selbstgefühl besitzt, als wir es als junge Leute hatten, und höchstens zu schelten, daß dieses Selbstgefühl sich gelegentlich am unrechten Orte zeigt, gelegentlich in Dreistigkeit oder Frechheit übergeht.

Schlimmer ist etwas andres, was unsrer männlichen Jugend sehr häßlich zu Gesicht und zu ihrem gesteigerten Selbstgefühl eigentlich im Widerspruch steht: die immer mehr zunehmende Biererei und Schmiepelei in ihren Umgangsformen. Besonders beklagenswert ist es, daß diese Biererei gerade in den Kreisen am ärgsten geworden ist, die man für die verständigsten und aufgeklärtesten halten, und in denen man in dieser Beziehung die schlichteste Natürlichkeit erwarten sollte: in den Kreisen der akademischen Jugend. Die Grenzboten haben schon einmal (vor fünf oder sechs Jahren) in einem Aussatz: „Die Herren Studierenden“ auf diesen Mißstand eindringlich aufmerksam gemacht, leider völlig erfolglos. Der Mißstand hat seitdem nur Fortschritte gemacht. Für reife Männer, die vor zwanzig und dreißig Jahren studiert haben, giebt es kaum etwas Lächerlicheres, als mit ansehen zu müssen, wie die jungen Leute jetzt auf der Straße vor einander (!) ehverbietige Verbeugungen machen und das Haupt entblößen. Kommt es ja zu einer Begrüßung mit der Hand, so geschieht es in der Weise, daß die Hände in Brusthöhe und Brustnähe zimperlich in einander gehakt werden. Noch lächerlicher gehts am Viertische zu. Wenn da eine Verbindung beim Frühschoppen sitzt, und es gesellt sich einer von einer andern Verbindung zu ihnen, so schnellst die ganze Gesellschaft vom Stuhl

empor, bleibt minutenlang ehrfurchtsvoll stehen, als ob der Bevollmächtigte eines auswärtigen Souveräns angekommen wäre, und erst wenn er feierlich Platz genommen hat, lassen sie sich auch wieder nieder. Dann „gestatten sie sich,“ ihm ein Stück vorzukommen, indem sie mit der linken Hand die Mütze abnehmen und den Arm wegweiserartig hinausstrecken, mit der rechten das Glas nicht am Henkel — das ist veraltet! —, sondern am Deckel anfassen, und dann „gestattet sich“ wieder der also gefeierte, in derselben Weise nachzukommen. Und so geht die „Gestatterei“ herüber und hinüber. Und fünf Minuten später sitzen dieselben ehrwürdigen Herren da und — knobeln! Auch die Sprachziererei macht immer größere Fortschritte. Es gilt unter den jungen Leuten jetzt für fein, beim Reden die Zähne nicht mehr aus einander zu machen, die Lippen möglichst wenig zu bewegen, ein bißchen durch die Nase zu reden und alle Vokale mehr oder weniger auf den Vokal ä abzustimmen. Ein ordentliches Ja! bekommt man schon lange nicht mehr zu hören, es heißt nur noch Jä! Offenbar haben die jungen Leute gar keine Ahnung davon, wie lächerlich sie sich mit solcher Ziererei in den Augen reifer Männer machen. Wüßten sie es, so müßten sie ja schleunigst auf Abhilfe denken, denn nichts kann ihnen doch unangenehmer sein, als — sich lächerlich zu machen.

Auf Anfrage, die wir in den verschiedensten geselligen Kreisen gehalten haben, ist uns einstimmig versichert worden, daß diese Schniepelei in den akademischen Kreisen, die von dort aus übrigens bereits in die Gymnasialkreise gedrungen ist, eine Folge des Reserveoffizierturns sei. Eine andre Quelle ist ja auch in der That kaum ersichtlich. Das kann man aber doch nicht gerade zu den wünschenswerten Folgen des Reserveoffizierturns zählen.

Litteratur

Die Reformation in der Mark Brandenburg. Von Julius Heidemann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1889

Diese Schrift war mit dazu bestimmt, die am 1. November 1889, also nach 350 Jahren gefeierte Erinnerung an die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg in weiten Kreisen verständlicher zu machen. Sie ist auch ganz für diesen Zweck geeignet. Im besten Sinne populär hat sie durch den längst bekannten Verfasser auch die Bürgerschaft gründlicher Forschung für sich. Von Versehen ist uns nur ein etwas störendes vorgekommen, wo für polnisch das Wort politisch gedruckt ist (Seite 16).

Am anziehendsten ist nicht eigentlich der Übertritt Joachims II. selbst 1539 zu Spandau, sondern die eigentümliche naturwüchsige Verbreitung des lutherischen Glaubens in der Mark, ohne Mitwirkung, ja unter Gegenwirkung der Fürsten und Autoritäten, dazu auf einem Boden, der von dem absurdesten Aberglauben zu leiden hatte und erst nach langer Arbeit auf eine Höhe der Kultur gelangte, die der süddeutschen ebenbürtig war. Die Neigung Joachims II., die lutherische Lehre mit Aufrechthaltung der bischöflichen Verfassung und katholischen Zeremonien zum Landesbekenntnis zu machen, macht seinem politischen Verstande alle Ehre; glücklicherweise widerstanden ihm die katholischen Vertreter so energisch, daß er seine Mischungspläne aufgab.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig